

11 2018

Jahrgang 11 (2018)
Heft 1

HELIX

Dossiers zur romanischen
Literaturwissenschaft

Artikel

(Not so) excellent sheep?

Was wir aus der Kritik eines Literaturwissenschaftlers
(William Deresiewicz) an US-Elite-Universitäten lernen könnten

Christian Grünagel (Bochum)

HeLix 11 (2018), S. 29-41.

Abstract

This essay reads William Deresiewicz's influential critique on current tendencies in US-American higher education at Ivy-League colleges and universities (*Excellent Sheep*, published in 2014) in comparison with the situation German universities are facing nowadays in the context of academic reforms. The focus is on the Humanities and especially Literary Studies with their potential to educate young people – not only to make them competent for getting a well-paid job, but also to foster critical thoughts, an open mind and allowing them to make decisions for themselves on what to do with their life. Since Deresiewicz presents Literary Studies as one of the best instruments to achieve these goals according to the all-American idea of a “Pursuit of Happiness”, based on key-concepts of the Enlightenment, this essay asks potentially uncomfortable questions about how do to this in our own day-to-day practice as professors doing their job at German universities with their own problems – some of them obviously shared with the Ivy League, others stemming from particular situations we have to cope with.

All rights reserved. Dieser Artikel ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Die Weiterverwendung des hier bereitgestellten Artikels ist ohne die ausdrückliche Genehmigung von HeLix (und/oder des Verfassers) nicht gestattet.

ISSN 2191-642X

(Not so) excellent sheep?

Was wir aus der Kritik eines Literaturwissenschaftlers
(William Deresiewicz) an US-Elite-Universitäten lernen könnten

Christian Grünnagel (Bochum)

William Deresiewicz, langjähriger Professor für englische Literaturwissenschaft an der Universität Yale,¹ hat 2014 der Ivy League und mittelbar der ganzen US-Bildungspolitik ein Armutszeugnis ausgestellt. Sein polemisches und überaus scharfzüngiges Werk *Excellent Sheep. The Miseducation of the American Elite* gelang sogar der Sprung in die Bestseller-Listen der New York Times,² einen Nerv muss der Anglist also durchaus bei seinen Landsleuten getroffen haben.

Deresiewicz' Analyse der allerbesten³ Colleges gipfelt in desaströsen Erkenntnissen. All diese Elite-Universitäten, die sich Bildungspolitiker und Hochschulreformer⁴ in Europa nur allzu gerne als leuchtende Vorbilder erwählt haben, kranken nach seiner Diagnose daran, dass sie an einem ganz essenziellen Punkt – nämlich an ihrem Bildungsauftrag – kläglich versagen. Seine Kritik lässt sich wie folgt zusammenfassen:

Die Ivy League produziert eine ganze Fülle von bereits im Vorfeld handverlesenen Absolventen, die sicher ebenso hochintelligent wie hochbegabt sind und alle nur denkbaren Skills und Kompetenzen bis zur Perfektion beherrschen, jedoch keine Ahnung davon haben, warum sie diese überhaupt erwerben sollten oder was sie konkret mit ihnen anfangen könnten – konkret im Hinblick auf ein erfülltes, glückliches und für die Gemeinschaft produktives Leben bzw. in Deresiewicz' eigenen Worten:

¹ Vgl. seine Homepage (www.billderesiewicz.com).

² Vgl. DERESIEWICZ, *Excellent Sheep*, Deckblatt. Alle Zitate, die im Haupttext mit der Abkürzung *ExSh* nebst einfacher Angabe der Seitenzahl erscheinen, beziehen sich auf diese Ausgabe.

³ Ich folge hier der Einfachheit halber einem weltweit oft etabliert wirkenden Konsens, der sich aus Universitätsrankings u.ä. speist, der aber sicher auch kritisch in den Blick genommen werden kann. Der Skopus dieses Essays ist aber nicht, diese Rankings sowie den oft daraus abgeleiteten Elite- und Exzellenzdiskurs per se in Zweifel zu ziehen, sondern sich mit Deresiewicz zu fragen, was das denn für eine Elite der Allerbesten ist, die an solchen Universitäten produziert wird, und welche Kosten für die Individuen und die Gesellschaft mit dieser Produktion verbunden sind. Ich verzichte daher auf distanzierende Anführungszeichen und übernehme erst einmal diesen Diskurs inklusive seiner ökonomistischen und technokratischen Versatzstücke (,produzieren', ,investieren', etc.) für bare Münze.

⁴ Wer meint, mit dieser Form seien ausschließlich Männer gemeint, irrt. Dies gilt für den gesamten Essay.

„The system manufactures students who are smart and talented [...], great at what they're doing but with no idea why they're doing it.“ (*ExSh*, 3)

Diese Absolventen verlassen häufig ihre Alma Mater mit einer depressiv-pessimistischen Stimmung, mit dem Gefühl, ihre Jugend bereits an ein Hamsterrad vergeudet zu haben, bevor sich überhaupt das Hamsterrad im Berufsleben für sie zu drehen beginnt. Deresiewicz kann sich hierbei auf Studien, eigene Erfahrungen und Statistiken stützen, die ein tiefes Unwohlsein gerade bei den Allerbesten nachweist. So hat sich z.B. eine Studentin der Cornell-Universität Deresiewicz in folgenden, erschreckenden Worten anvertraut:

I hate all my activities, I hate all my classes, I hated everything I did in high school, I expect to hate my job, and this is just how it's going to be for the rest of my life. (*ExSh*, 11)

Man könnte auch sagen: Ein Ivy-League-Absolvent beherrscht alles Mögliche, und wenn man ihm einen neuen Skill nennt, den er noch nicht entwickelt hat, macht er sich sofort daran, auch durch diesen brennenden Reifen zu springen oder, nach Deresiewicz: „these kids have been conditioned, above all, to jump through hoops.“ (*ExSh*, 18) Was diesen Studierenden aber in hohem Maße abgeht, sind Fähigkeiten, die wir bei Lichte betrachtet auch Schlüsselkompetenzen nennen dürfen, die aber in einer neoliberal entfesselten Marktwirtschaft anscheinend nicht mehr hoch im Kurs stehen oder gar verdächtig scheinen: Deresiewicz denkt dabei offenbar an Selbstreflexion, Introspektion, Selbsterkenntnis, selbst- und fremdkritisches Denken sowie das Hinterfragen von Autoritäten. Schließlich wäre noch – unter anderem mehr – das risikobehaftete Beschreiten neuer Wege jenseits eines etablierten Ivy-League-Konsenses zu ergänzen, eines Konsenses, was exzellente Wissenschaft, hochgepriesene Methoden, bahnbrechende Fragestellungen, etc. sind. Deresiewicz hört sich in diesem Kontext z.B. die Klage eines Kollegen an, der fern institutionalisierter Exzellenz an einem staatlichen College unterrichtet und darunter leidet, dass seine Studierenden nicht selbständig denken. Deresiewicz antwortet ihm: „Well, [...] Yale students think for themselves, but only because they know we want them to.“ (*ExSh*, 13) Das bedeutet in letzter Konsequenz, dass an Ivy-League-Colleges ggf. doch das oben angeführte ‚Hinterfragen von Autoritäten‘ verlangt wird, z.B. für eine A-Benotung, doch entsteht die offensichtlich paradoxe Situation, dass dies wiederum autoritativ eingefordert

werden muss. Nicht das Einüben einer kritischen Geisteshaltung scheint im Vordergrund zu stehen,⁵ sondern das pragmatisch-opportunistische Erreichen der Bestnote, die wiederum von einer Autorität nur dann vergeben wird, wenn ein bestimmter Skill nachgewiesen werden kann.

Für diese Generation der Allerbesten hat Deresiewicz die durchaus etwas böartige Wendung „excellent sheep“ geprägt, böartig, weil in dieser Prägung das von ihm immer wieder angesprochene Leiden dieser Generation an der Universität und an sich selbst nicht mehr spürbar wird. Dennoch fasst die Schafsmetaphorik pointiert zusammen, was seiner Auffassung nach Elite-Universitäten der USA produzieren: exzellent funktionierende Rädchen, die dafür sorgen – auch zu Lasten ihres eigenen Wohlergehens, aber auch über die Interessen anderer hinweg –, dass sich die große Maschinerie von Wirtschaft und Gesellschaft weiter dreht, ohne dass irgendjemand es wagen würde, nach Sinn und Zweck dieser Maschinerie zu fragen oder sich gar Gedanken über alternative Maschinen, ein anderes Drehmoment, ein neues Schmieröl, o.ä. machen würde.⁶

Das Porträt dieser ‚exzellenten Schafe‘ zeichnet Deresiewicz in wenigen Pinselstrichen: „Polite, pleasant, mild, and presentable; well-mannered, well-groomed, and well-spoken (not to mention, often enough, well-medicated)“ (*ExSh*, 12) – auch als anglistischer Laie kann ich nicht verhehlen, dass mir oft Aldous Huxleys *Brave New World* vor Augen stand, als ich Deresiewicz’ Analyse gelesen habe.⁷ Erschreckend – und ein Menetekel für unsere eigenen Bildungsreformer – mag schließlich seine

⁵ Dass sich diesbezüglich auch in Deutschland Probleme zeigen, ist übrigens nicht nur – und eventuell nicht einmal in erster Linie – Universitätsprofessoren aufgefallen. Der vielfältig engagierte Schauspieler Hannes Jaenicke gibt in seiner jüngsten Streitschrift zum Besten, was vom Begriff ‚Haltung‘ anscheinend übriggeblieben ist, wenn wir Google als Suchmaschine vertrauen: „Wenn man das Wort ‚Haltung‘ googelt, ploppen seitenweise Informationen auf über – Rückenbeschwerden! [...] Ich gebe Google eine zweite Chance und tippe ‚innere Haltung‘ ein. Das Ergebnis ist kaum besser. Jetzt schlägt das Netz Webseiten vor, die zeigen, wie die innere Einstellung [...] zum Erfolg führt; gemeint ist vermutlich der finanzielle Erfolg. [...] Im Netz also immer noch nix zum Thema innere Haltung, oder was ich darunter verstehe: die mit Werten und Überzeugungen, für die man bereit ist einzustehen.“ Vgl. JAENICKE, *Wer der Herde folgt, sieht nur Ärsche*, 17f. Diese ethisch-philosophisch fundierte Geisteshaltung könnte aber gerade eine Universität mit einer starken Geisteswissenschaft vermitteln, wenn sie diesem Bildungsauftrag tatsächlich noch folgte – was Deresiewicz sogar für die US-Elite-Hochschulen – wie wir gesehen haben – in Zweifel zieht.

⁶ Deresiewicz wendet sich provokant an den impliziten Leser seiner Schrift, den er als College-Studenten entwirft: „That system that you want to work within: what if it *is* the problem?“ (*ExSh*, 140; Hervorhebung im Original)

⁷ Deresiewicz spricht selbst an einer Stelle von einer ‚Dystopie‘, die bereits Teil unserer Realität geworden sei (vgl. *ExSh*, 139).

Erkenntnis sein: Ja, Yale ist womöglich die beste Universität der USA, aber: „If Yale is the best, then the best is pretty bad.“ (*ExSh*, 15) Ähnlich äußert sich Harry L. Lewis bezüglich seiner eigenen Universität: „Harvard no longer knows what a good education is.“ (zit. nach *ExSh*, 60) Mit Blick auf die Situation ‚bei uns‘ darf man festhalten, dass das Gros der deutschen Universitäten wohl bei realistischer Betrachtung trotz Exzellenz-Initiativen auch in Zukunft nicht mit Harvard, Princeton oder Yale *zu deren Regeln* konkurrieren kann. Die Frage ist aber, ob wir dies überhaupt anstreben sollten – wenn doch die besten Universitäten der USA – nach Deresiewicz – letztlich „pretty bad“ sind?

Eine weiterer in *Excellent Sheep* entfalteter Kritikpunkt bezieht sich auf das Moment der Uniformierung dieser Eliten: Ganz entgegen der an Ivy-League-Universitäten etablierten *Postcolonial Studies*, den *Gender, Men's, Gay and Lesbian and Queer Studies* kommt Deresiewicz nämlich auch zu dem Ergebnis, dass dieses System gerade keine *Diversity* fördert oder auch nur zu tolerieren scheint (vgl. *ExSh*, 20-23). Ich denke, dass es hier weniger um explizit im System erkennbare Rassismen oder Homophobie geht, sondern dass sich die ‚Betroffenen‘ – also die Studierenden – in Hinblick auf ihre eigene Karriereplanung selbst nach Prinzipien der unsichtbaren Hand möglichst ohne Ecken und Kanten entwerfen. Die Angst steht im Raum, dass jedes Ausscheren aus einem als ‚exzellent‘ und karriereförderlich behaupteten Rahmen schädlich für die eigene Vita – im Sinne von CV, nicht als lateinisches Wort für ‚Leben‘ – sein könnte. Deresiewicz konstatiert hierzu aus eigener Beobachtung mit Blick auf die Studierenden: „Everybody looks extremely normal, and everybody looks the same. [...] Everyone dresses as if they're ready to be interviewed at a moment's notice.“ (*ExSh*, 21)

Die Folgen dieser Normalisierung nach der unsichtbaren Hand sind davon ausgehend nicht überraschend, lassen aber tief blicken, wenn wir dies mit dem eben genannten Hype um kulturwissenschaftliche Konzepte wie Hybridität, *Gender Mainstreaming*, *Diversity* usf. parallelisieren: „What we're getting is thirty-two flavors of vanilla. [...] The key word is ‚safety‘“ (*ExSh*, 21). Die Devise lautet, ‚Fehler‘ um jeden Preis zu vermeiden, da jeder Fehltritt – vielleicht ja nicht ganz zu Unrecht? – als essenzielle Bedrohung der eigenen Karriereplanung wahrgenommen wird. Die Konsequenzen aus einem solchen strategischen Verhalten ist nicht nur „a violent aversion to risk“ (*ExSh*, 22), sondern auch ein Ambiente, dass echtes Lernen geradezu

sabotiert. Deresiewicz erinnert sich in diesem Kontext (sinngemäß) an den Ausspruch eines ehemaligen Dekans der Harvard University: „nobody wants to take a chance on a class they might not ace, so nobody is willing to venture beyond the things they already know and do very well.“ (*ExSh*, 22) Was zählt, sind am Ende messbare Daten, die sich am übersichtlichsten in einer Notenskala wiederfinden; alles, was den eigenen CV beschädigen könnte, wird nach Kräften ausgeblendet. Etwas Neues zu lernen, das womöglich für die eigene Persönlichkeitsentwicklung hilfreich wäre, wird nicht als Bildungschance wahrgenommen, sondern als riskante (Fehl-)Investition gleich ganz gemieden. Auf der Strecke bleiben aber nicht allein die von Deresiewicz aufgezählten Optionen, Neues zu lernen und Neues auszuprobieren, sondern ganz zentral Freiräume, einmal auf einer Metaebene über das eigene Leben, das gewählte Studienfach und die eigenen Ziele im Leben kritisch nachzudenken. Als eine Studentin Deresiewicz eröffnet, sie würde sich ja gerne Freiräume suchen, „to think about the things she’s studying“, allein es fehle ihr die Zeit dafür, schlägt der Literaturwissenschaftler der verdutzten Kommilitonin vor, sie könne sich sehr wohl die Zeit nehmen, wenn sie z.B. nicht in jedem Kurs die Bestnote anstrebe. Ihre Reaktion? „She looked at me as if I had made an indecent suggestion.“ (*ExSh*, 22)

Die Konsequenzen aus dieser *miseducation* sind für die USA als dem fortgeschrittensten Land der Erde – was sich positiv wie negativ zeigt – eine zunehmende Verknappung von persönlich als akzeptabel empfundenen und gesellschaftlich akzeptierten Lebensentwürfen für die Eliten: Wer nach einem Yale-, Harvard- oder Princeton-Studium nicht Investmentbanker bei Goldman Sachs, Chefarzt für Schönheitschirurgie einer Privatklinik, Partner einer großen New Yorker Anwaltskanzlei für Wirtschaftsrecht oder CEO eines selbstgegründeten, international operierenden Start-Ups wird, scheint seine Investition in den Bildungstitel verspielt zu haben. Ein ehemaliger Student schrieb Deresiewicz diesbezüglich: „[...] Yalies and our peers now feel like they’re somehow wasting their degree by taking a job that doesn’t pay 100K the first year [...]“ (*ExSh*, 19). Nicht gefragt wird dabei, ob die betreffenden *Golden Boys and Girls* ein glückliches, erfülltes Leben führen und ob das, was sie hochbezahlt tun, der Gesellschaft tatsächlich einen Nutzen bringt oder ihr im Zweifelsfall sogar großen Schaden zufügt. Ich denke u.a. an die Finanzkrise, die das Versagen einer ganzen obszön bezahlten Finanzelite offensichtlich werden ließ; dass

aber der Neoliberalismus als Ideologie von eben dieser Elite im Anschluss kritisch hinterfragt worden wäre – dies kann wohl kaum behauptet werden. *Business as usual*, weiterhin genauso hochbezahlt, *goes on*.

*

Gegenüber der hier skizzierten Bildungsmisere unterstreicht Deresiewicz den „value of the humanities“ (*ExSh*, 4). Er empfiehlt die textfundierte, hermeneutische Geisteswissenschaften, allen anderen voran die Literaturwissenschaft, als mögliches Gegengift gegen eine Universität, die (teils brillanten) Studierenden viele Kompetenzen abverlangt und teilweise auch noch neu beibringt, sie aber alleine lässt, wenn es um kritisches Denken, das Hinterfragen von vermeintlichen Autoritäten und die Reflexion über den eigenen Lebensentwurf geht.

Was Deresiewicz hier in Stellung bringt, ist bei genauer Betrachtung natürlich nicht neu, vielmehr erinnert vieles an Ideale der westlichen Aufklärungsphilosophie, indem das (horazisch-)kantianische *Sapere aude!* mit dem ur-amerikanischen *Pursuit of Happiness* zusammengedacht wird. Auch das Humboldt'sche Bildungsideal findet sich implizit bei Deresiewicz, obwohl er – für deutsche Kollegen möglicherweise überraschend – gerade die ‚deutsche‘ Forschungsuniversität für aktuelle Verwerfungen im US-amerikanischen Hochschulbetrieb historisch verantwortlich macht (vgl. *ExSh*, 60f.), Verwerfungen, die eben jene deutsche Forschungsuniversität aktuell aus dem *Home of the Brave* reimportiert.

Doch ist die Literaturwissenschaft nicht simplistisch als Heilsbringerin zu präsentieren; die zentrale Frage bleibt ja bestehen: Welche Literaturwissenschaft? An welcher Universität, mit welchen Akteuren und in welchem (didaktischen) Rahmen und Kontext? Eine Literaturwissenschaft der Mängelverwaltung einer Massenuniversität kann jedenfalls nur noch rudimentär oder gleich als bloßes Simulakrum das vermitteln, was Deresiewicz von ihr zu Recht erwartet. Eventuell deutlich stärker als andere Disziplinen leidet gerade die Literaturwissenschaft somit unter aktuellen Reformen der Hochschule und der Bildungspläne. Ich möchte ein paar, aus meiner Sicht zentrale Probleme benennen, die sich im Rahmen unseres aktuellen Hochschulsystems in Deutschland stellen und gerade die Geisteswissenschaften herausfordern – darunter die Literaturwissenschaft, die Deresiewicz ins Zentrum seines Gegenentwurfes rückt.

Wenn es richtig ist, dass Literaturwissenschaft durch die Auseinandersetzung mit fiktionalen Entwürfen die Studierenden zur Selbstreflexion, zu kritischem Denken, zum Hinterfragen von Autoritäten anregen kann, dann müssen wir uns aber auch fragen, wann und wie dies konkret in *unserer* Lehre möglich wird.⁸ Die eben erwähnte Massenuniversität wäre hier ein erstes, bedeutendes Hindernis: Wie soll eine kritische Diskussion angeregt werden, wenn sich aufgrund der Anzahl der Studierenden bei vergleichsweise wenigen Dozierenden in vielen BA-Studiengängen wieder die mittelalterliche *lectio* als Vorlesung besonderer Beliebtheit erfreut, die als Frontalunterricht den zweifelhaften Charme hat, mit nur einem Dozenten – also äußerst sparsam, ich bin geneigt zu sagen: besonders billig – 20 bis 200 Studierende beschallen zu können?⁹ Bei allen aktivierenden Methoden, die auch ich aus dem Arsenal der Hochschuldidaktik in meinen eigenen Vorlesungen zum Einsatz zu bringen suche, befürchte ich, dass sich diese Lehrform nur dazu relativ gut eignet, Faktenwissen vorzutragen und ggf. einige Beispiele für methodische Textlektüre vorzuturnen.¹⁰ Der Haken ist nun aber: Literaturwissenschaft lebt nicht von Faktenwissen; es ist kein Drama, wenn mir nicht spontan einfällt, welche Stilfigur sich hinter Mephistos Vers „Ihr Mann ist tot und lässt sie grüßen“ verbirgt. Es wird aber zur Tragödie, wenn wir nicht mehr die Zeit haben, in überschaubaren Seminaren z.B. Goethes *Faust* – oder ins Hispanistische übersetzt: Cervantes’ *Don Quijote* – intensiv zu lesen, zu kommentieren, zu interpretieren und zu diskutieren.

⁸ Ralf Junkerjürgen hat dies deutlich ausführlicher in seinem hier vorliegenden Beitrag beleuchtet, ich werde mich daher auf eher makroskopische Probleme konzentrieren.

⁹ Eine weitere, (scheinbar) kostengünstige Alternative zur mittelalterlichen Vorlesung scheint E-Learning bereit zu stellen. Dass dies jedoch gar nicht so günstig zu haben ist, wenn es um komplexe Veranstaltungsinhalte, Formate der Lernzielkontrolle und -überprüfung geht, zeichnet sich bereits ab (vgl. Handkes Beitrag zu den in diesem Kontext oft an prominenter Stelle vertretenen MOOCs [*Massive Open Online Courses*]: „Vom ‚Lousy Product‘ zum Erfolgsmodell. Wie sollten MOOCs gestaltet werden?“). Klar ist jedenfalls, dass der simple Videomitschnitt einer (mittelalterlichen, durch Powerpoint oder Prezi aber scheinbar in die Postmoderne gehobenen) Vorlesung keinen echten didaktischen Fortschritt zur Präsenzveranstaltung bietet, jedoch ideal ist, im Zweifelsfall weitere Stellen einzusparen: Den Dozenten hat man ja dann auf Band gebannt – wie die Simulakren, die Adolfo Bioy Casares in seinem bereits 1940 veröffentlichten Roman *La invención de Morel (Morels Erfindung)* als Projektionen einer Maschine eine Insel bevölkern und die immer gleichen Handlungsabläufe vollziehen lässt. Während also der Dozent vielleicht schon bei der Agentur für Arbeit vorstellig werden muss (vgl. für die Situation in Deutschland: BUNDESMINISTERIUM DER JUSTIZ UND FÜR VERBRAUCHERSCHUTZ, *Gesetz über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft*), gibt sein Schatten bis in alle Ewigkeit z.B. die „Einführung in die romanische Literaturwissenschaft“, eventuell sogar von ein paar Likes im Internet begleitet. Auch Deresiewicz wendet sich entschieden gegen die Illusion, wir sollten dank des technischen Fortschritts gleich ganz auf den Präsenzunterricht in Seminarform an Universitäten verzichten (vgl. *ExSh*, 173).

¹⁰ Deresiewicz hält diesbezüglich lapidar und zutreffend fest: „lectures are usually an inferior form of instruction.“ (*ExSh*, 175)

Ich postuliere also: Eine Literaturwissenschaft, die v.a. in Vorlesungsform, kombiniert mit heillos überfüllten Seminaren gelehrt wird, geht in absehbarer Zeit unter, da sie als ‚unnützlich‘ sowieso unter Beobachtung steht und dazu in der Praxis nicht das leisten kann, was sie nach Deresiewicz ‚retten‘ könnte. Literaturwissenschaft kann jedoch auch nicht alles nacharbeiten, was als basale (höhere) Bildung oder wahlweise Kompetenzen in einer immer wieder inbrünstig beschworenen Wissensgesellschaft für ein Studium vorausgesetzt werden muss. An prominenter Stelle stehen dabei verlässliche Sprachkenntnisse in der jeweiligen Schriftsprache, die als Verkehrssprache und Kulturträger in einer bestimmten universitären Kultur etabliert ist – also konkret gesagt: Englisch für die Yale, Deutsch für Bochum. Meine Erfahrung nach nun bald vierzehn Jahren Lehre an verschiedenen deutschen Universitäten ist aber, dass wir mit dem wachsenden Problem zu kämpfen haben, dass einige Studierende zwar mit einer Hochschulreife das Gymnasium oder die Gesamtschule verlassen, jedoch nicht in der Lage sind, eine DIN A4-Seite argumentativen oder exponierenden Text eigenständig zu verfassen, der nicht in jedem vierten Satz einen evidenten Syntaxfehler und/ oder eklatante Stil- und Ausdrucksprobleme aufweist.¹¹ Damit kein falscher Eindruck entsteht: Die Rede ist hier allein von Muttersprachlern des Deutschen – ich postuliere also: Wenn die schriftsprachlichen Kompetenzen weiter absinken, ist Literaturwissenschaft, so wie wir sie kennen, nicht mehr möglich. Bereits aktuell macht sich ja anscheinend der Eindruck breit, vieles sei einfach zu schwer für ‚die Jugend von heute‘, also wäre es doch besser, sie gar nicht erst damit zu behelligen.¹² Deresiewicz betont hingegen, dass ‚Bildung‘ einen schweren inneren Kampf zwangsläufig impliziert und dem Individuum große Anstrengungen abverlangt, die ihm prinzipiell niemand

¹¹ Ein Artikel in der *WAZ* (März 2015) geht im Titel von einem noch gravierenderen Befund bei Lehramtsstudierenden aus. Vgl. HOOK/ ONKELBACH, „Keine zwei Sätze fehlerfrei“. Für das Beispiel der USA zitiert Deresiewicz eine Studie, der zufolge „only a quarter of college graduates have the writing and thinking skills necessary to do their job.“ (*ExSh*, 152)

¹² In diesem Kontext ist die in Bildungsplänen weitverbreitete Vorgabe zu situieren, dass alles, was an Schulen (und Hochschulen?) gelehrt werden soll, „ausschließlich unter der Perspektive [Gegenstand der Lehre werden dürfe], ob Kinder und Jugendliche sie in ihrer Lebenswelt irgendwie nützen können [...]“ (LIESSMANN, *Geisterstunde. Die Praxis der Unbildung*, 54). Lehre auf das zu verknappen, was direkt mit der „Lebenswirklichkeit“ von Heranwachsenden korreliert, heißt aber in letzter Konsequenz, ihnen die Komplexität der weiten Welt und ihrer Geschichte(n) vorzuenthalten – auch dies hat Liessmann bereits pointiert herausgestellt (vgl. ebd.). Vgl. hierzu auch Aichingers Beitrag im vorliegenden Dossier und erneut Deresiewicz für die USA, der ein Bildungsverständnis beklagt, das sich „in terms of immediate utility“ erschöpfe (*ExSh*, 16).

abnehmen kann: „Despite our urge for clear and simple answers, the truth is very hard to come by.“ (*ExSh*, 150f.)

Ich postuliere also genau genommen zweierlei: Wir müssen erstens gewisse Kompetenzen wieder der Schule abverlangen – und zweitens bei unseren Studierenden eine große Motivation und Arbeitsbereitschaft voraussetzen. Doch Vorsicht: Dies versteht sich in keiner Weise im Sinne eines Workload! Ich verstehe dies als eine aus Faszination am Gegenstand gespeiste eigene Verausgabung der intellektuellen Kräfte, die wir aber von bürokratischen Fesseln befreien müssen, was bedeutet: nicht noch mehr Klausuren (was sollen die in der Literaturwissenschaft eigentlich didaktisch leisten?), nicht noch mehr Pflichtveranstaltungen – sondern mehr Freiheit für die Studierenden. Deresiewicz betont, Bildung bedürfe unbedingt großer Muße, sie lässt sich nicht erzwingen und sie lässt sich nicht in einem Durchlauferhitzer generieren.¹³ Wenn unsere Studierenden aufgrund ihres Workload gar keine Zeit mehr haben, überhaupt eine Faszination für wissenschaftliche Gegenstände zu entwickeln oder auszuleben, ist die Literaturwissenschaft am Ende. Es darf nicht sein, dass sich auch bei unseren Studierenden eine Depression einstellt, wie sie oben mit den Worten einer Ivy-League-Studentin benannt wurde: „I hate all my activities, I hate all my classes, I hated everything I did in high school, I expect to hate my job, and this is just how it’s going to be for the rest of my life.“ (*ExSh*, 11)

Ein Heidelberger Mediävistik-Professor, einer meiner verehrten Lehrer, hielt desinteressierten Studierenden gerne einen bezeichnenden Halbsatz vor: „Wem der Geist kein Abenteuer ist...“. In der Tat muss sich aber nicht jeder Mensch brennend für das interessieren, was z.B. mich brennend interessiert, d.h., es ist keine Schande, sich im Studienfach als Student ‚verwählt‘ zu haben. Problematisch wird es erst, wenn Studierende an einem Fach ‚kleben‘ bleiben, das sie gar nicht interessiert, von dem sie sich aber ‚Sicherheit‘ im späteren Beruf erwarten – ein Wunsch, der nur allzu oft enttäuscht zu werden pflegt, auch wenn gerade Hochschulreformer und auch Wirtschaftsvertreter gerne den Eindruck erwecken, sie wüssten nach planwirtschaftlichen Prinzipien genau, wer und was in vier oder fünf Jahren dringend und

¹³ Deresiewicz’ Vorschlag, sich zum Nachdenken auch einen Sommer lang am College einfach frei zu nehmen („Just take a *summer* off, for heaven’s sake“ – *ExSh*, 125; Hervorhebung im Original), wäre der bereits zitierten Studentin, der empfohlen wurde, nicht in allen Kursen die Bestnote anzustreben (vgl. *ExSh*, 22), wohl endgültig obszön erschienen.

händeringend gebraucht werde. Überhaupt eine seltsame Zeit, in der wir leben, die einem oft planwirtschaftlich organisierten Neoliberalismus gleichsam säkularreligiös huldigt! Um aber auf das (Des-)Interesse von Studierenden zurück zu kommen: Vielleicht studieren sie aber auch das weiter, was sie – in den Worten der US-Studentin – ‚hassen‘, weil sie befürchten, dass ein Studienwechsel ihnen als Versagen ausgelegt und bei späteren *job interviews* von alten Personalern moniert wird (die sich selbst in ihrem Leben[slauf] zweimal neuorientiert haben). Ein Studienwechsel darf jedenfalls nicht als Scheitern gebrandmarkt werden, wenn wir von unseren Studierenden nicht hellseherische Kräfte als Schlüsselkompetenz für eine erfolgreiche Karriere erwarten wollen.

Wie wir gesehen haben, verweist Deresiewicz in Hinblick auf das Klima, das an US-Elite-Colleges herrscht, auf den problematischen Umstand, dass dort ‚Normalität‘ und gerade nicht ‚Diversity‘ durch Mechanismen der unsichtbaren Hand eingeübt werde. Auch in diesem Punkt wären die sich zunehmend als Kulturwissenschaften verstehenden *Humanities* aufgerufen, im Blick auf andere Kulturen diese unbewussten Normalisierungstechniken kritisch aufzudecken und das Konzept von ‚Normalität‘ selbst zur Diskussion zu stellen. Doch auch diesem Anspruch können *studia humanitatis* wie die Literaturwissenschaft nur unter bestimmten Rahmenbedingungen gerecht werden. Die Auseinandersetzung mit *fremden* Kulturen, mit hybriden Entwürfen, mit Alternativen zum eigenen Lebensweg kann wohl nur produktiv gelingen, wenn mir die *eigene* Kultur in ihren Grundzügen,¹⁴ in ihren Grundannahmen, ja auch und gerade in ihren großen kulturellen Leistungen bekannt ist.¹⁵ Erst dann kann v.a. eine Fremdsprachenphilologie, wie ich sie selbst als Romanist vertrete, in Gestalt fiktionaler Gegenentwürfe das Denken anregen, Kritik möglich machen an der eigenen wie auch an der fremden, nicht sakrosankten Kultur, nur weil sie fremd ist. Wenn aber

¹⁴ Dass Kulturen nie monolithisch und in sich verkapselt, also fein separiert zu anderen Kulturen existieren, ist bei dem Gesagten mit zu bedenken. So wie aber wir alle über eine (komplexe, konstruierte, in stetem Wandel begriffene und teils in sich widersprüchliche) Identität verfügen, so sind wir auch Teil einer ebenso komplexen, konstruierten, in fortwährendem Wandel begriffenen und in sich widersprüchlichen Kultur, der prägende Kraft für die Ausgestaltung einer Gesellschaft und ganz konkret auch für unser eigenes Leben innewohnt. Dies zu leugnen oder sogleich pauschal zu dekonstruieren, verkennt genau diese prägende Kraft von Konstruktionen. Niemand existiert mit einer dekonstruierten Identität oder jenseits aller Kultur.

¹⁵ Nicht eingegrenzt auf Werke der englischsprachigen Literaturen betont Deresiewicz die zentrale Bedeutung von „Great Books“ für die Diskussion im literaturwissenschaftlichen Seminar (vgl. *ExSh*, 149-172).

die eigene Kultur (bzw. Kultur ganz allgemein) aus den Schulen immer weiter verschwindet,¹⁶ wenn also z.B. Goethes *Faust* heutigen Schülern nicht mehr zugemutet werden kann,¹⁷ kurz: wenn gar nicht die Kenntnisse vorhanden sind, die dann erst durch Konfrontation mit alternativen, fremden Entwürfen hinterfragt werden können, ist gerade mit Konzepten wie Hybridität und Alterität nicht viel gewonnen. Deresiewicz' Analyse zeigt dies ja besonders erschreckend: Wenn sich ‚Normalität‘ als Effekt von unreflektierten Prozessen der unsichtbaren Hand einstellt,¹⁸ kann sie auch nicht durch die Konfrontation mit dem Fremden aufgebrochen werden. Es ist also keine Deutschtümelei, Schülern in Deutschland Kenntnisse der deutschen (besser noch: der deutschsprachigen), sehr komplexen und auch in sich widersprüchlichen Kultur abzuverlangen – doch wenn sie nicht komplex und widersprüchlich wäre, wäre sie auch gar keine Kultur. Es geht mir also auf gar keinen Fall um einen ‚AfD-Bekenntnisunterricht‘ zur deutschen Kultur, vielmehr kann und muss bereits der Deutsch- bzw. Geschichtsunterricht ihre internen Spannungen aushalten und produktiv werden lassen. Nochmals zugespitzt postuliere ich: Wer den Kanon einer Kultur nicht zumindest in seinen Grundzügen kennt, kann ihn auch nicht kritisch hinterfragen. Wer die eigene Kultur nicht kennt, kann sie streng genommen nicht einmal für Alternativen aufgeben, da sie in ihren rudimentären Annahmen ins Unbewusste abgesunken ist. Wir sind sicher gut beraten, deutsche Kultur – die selbstverständlich als plural verfasst gedacht werden muss – nicht Agitatoren vom rechten Rand kampflös zu überlassen. Gerade die Literaturwissenschaft kann hier neben und mit anderen Geisteswissenschaften nicht allein Kenntnisse über diese Kultur vermitteln, sondern sie zugleich mit anderen Entwürfen konfrontieren und somit auch in diesem Kontext selbstwie fremdkritisches Denken einüben.

*

¹⁶ Vgl. hierzu z.B. Neuhofer, „Sprache ohne Kultur“.

¹⁷ Es handelt sich hierbei um ein selbstverständlich ersetzbares Beispiel aus einem überreichen literarischen Kanon kulturprägender Schriften des deutschsprachigen Raumes. Die Debatte um Sinn und Unsinn oder gar Schädlichkeit eines Kanons kann hier nicht geführt werden, meine prinzipielle Position dazu dürfte aber aus dem oben Ausgeführten deutlich geworden sein.

¹⁸ Dass ‚Normalität‘ diskursiv wohl klar dazu tendiert, unbewusst eingeübt zu werden, ist nach und mit Foucault bekannt. Besonders problematisch ist aber, wenn dies stets und durchgängig so erfolgt, ohne jemals durch kritisches Denken aufgebrochen zu werden – so ist der obige Satz zu verstehen. Die Geisteswissenschaften, darunter die Literaturwissenschaft, wären nun gefordert, diese unsichtbaren Normierungsprozesse sichtbar werden zu lassen, damit sie ggf. überhaupt erst Ziel von kritischen Gegenentwürfen werden können.

Ich möchte mit einigen letzten, etwas verstreuten Gedanken schließen, die noch ein weiteres, aus meiner Sicht zentrales Problem der aktuellen Literaturwissenschaft an deutschen Universitäten benennen: Vieles von dem, was Deresiewicz über die Studierenden der US-Elite-Universitäten aussagt, gab mir nämlich noch auf einer anderen Ebene zu denken.

Wie kann eine deutschsprachige Literaturwissenschaft das leisten, was sie rechtfertigen könnte – und was sie zu weit größeren Leistungen zu befähigen scheint, als dies Yale oder Harvard aktuell mit gigantischen Summen bewerkstelligen –, wenn doch diejenigen, die im deutschsprachigen Raum als Literaturwissenschaftler unterrichten, genau wissen, dass für ihre Karriere die universitäre Lehre immer noch in hohem Maße irrelevant ist?¹⁹ Wenn diese Kollegen – wie die Ivy-League-Studierenden – zwar durch alle möglichen brennenden Reifen springen, kein Sprung aber letztlich gut genug scheint, um eine Festanstellung plausibel werden zu lassen? Wenn wir als Literaturwissenschaftler ‚gut‘ beraten sind, unsere knappen Zeitressourcen lieber in den nächsten Aufsatz für ein *peer-reviewed journal* oder in den nächsten Drittmittelantrag als in die Vorbereitung unseres nächsten Seminars zu investieren? Wenn diese knappe Zeit durch eine fortschreitende Bürokratisierung der Studiengänge weiter aufgefrassen wird, die sich psychoanalytisch wohl am ehesten als kollektive Zwangsneurose beschreiben lässt?²⁰ Bemerkenswert ist in diesem Kontext erneut der Blick in die USA, wo die hier für Deutschland skizzierten Tendenzen einer systemisch bedingten Vernachlässigung der Hochschullehre noch weiter fortgeschritten sind. Ernest Boyer, Vizepräsident der Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, beklagt: „Winning the campus teaching award, [...] is the kiss of death when it comes to tenure.“ (zit. nach *ExSh*, 183) Wie könnten aber nun Geisteswissenschaften, darunter die Literaturwissenschaft, sinnhafte Fähigkeiten, Freiräume des kritischen Denkens, der Selbstreflexion und vieles mehr ermöglichen, wenn sie auch im deutschsprachigen

¹⁹ An Hochschulen der USA ist die Situation – um es vorsichtig auszudrücken – nicht lehraffiner, wenn wir erneut Deresiewicz’ Einschätzung folgen: „[...] professors are trained and rewarded for research [...] They don’t care [about teaching] because they have no incentive to care. They want to do their research; they want to teach their research“ (*ExSh*, 62f.). An anderer Stelle wird diese Kritik noch zugespitzt: „academic institutions usually don’t care about [good teaching]. [...] The profession’s whole incentive structure is biased against teaching, and the more prestigious the school, the stronger the bias is likely to be.“ (*ExSh*, 181)

²⁰ Ich denke da z.B. an eine universitäre Institutskommission, die geraume Zeit darüber diskutierte, wie ein Modulcode im BA-Studium abzukürzen sei.

Raum in diese hier zugespitzt, ich befürchte aber: durchaus realistisch wiedergegebenen Rahmenbedingungen eingezwängt sind?

Wenn wir also über exzellente literaturwissenschaftliche Lehre für unsere Studierenden sprechen, die keine exzellenten Schafe werden sollen, dürfen wir nicht so tun, als läge es einfach in unserer eigenen Hand, diese Lehre allein durch individuelle Anstrengungen auf Dauer zu garantieren oder überhaupt erst das Steuer herumzureißen. Wenn wir über Lehre sprechen, sprechen wir – ob wir das wollen oder nicht – stets auch über sehr real existierende Menschen, über Studierende und Lehrende, nicht bloß über Bildungspläne, Rankings und Exzellenzinitiativen.

*

Wir müssen darauf achten, dass an einer *Brave New University* nicht am Ende alle in einer Tonart blöken.

Literaturverzeichnis

- BUNDESMINISTERIUM DER JUSTIZ UND FÜR VERBRAUCHERSCHUTZ: *Gesetz über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft* [www.gesetze-im-internet.de/wisszeitvg/] (letzter Zugriff: 17.12.2018), o. S.
- DERESIEWICZ, WILLIAM: *Excellent Sheep. The Miseducation of the American Elite and the Way to a Meaningful Life*, New York/ London u.a.: Free Press 2015.
- HANDKE, JÜRGEN: „Vom ‚Lousy Product‘ zum Erfolgsmodell. Wie sollten MOOCs gestaltet werden?“, *Forschung & Lehre* 21.5 (2014) [mit dem Themenschwerpunkt *MOOCs und Co. Virtuelle Lernwelten in der Universität*], 356-357.
- HOOK, SILKE/ CHRISTOPHER ONKELBACH: „Keine zwei Sätze fehlerfrei“, *WAZ* 2015 [www.derwesten.de/politik/dozenten-klagen-lehramtsstudenten-koennen-nicht-schreiben-id10441860.html] (letzter Zugriff: 14.05.2018), o. S.
- JAENICKE, HANNES: *Wer der Herde folgt, sieht nur Ärsche. Warum wir dringend Helden brauchen*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2017.
- LISSMANN, KONRAD PAUL: *Geisterstunde. Die Praxis der Unbildung. Eine Streitschrift*, München/ Berlin: Piper 2016.
- NEUHOFER, MONIKA: „Sprache ohne Kultur? Zur Kompetenzorientierung in den Fremdsprachen (am Beispiel des Französischunterrichts in Österreich)“, *Romanische Studien* 3 (2016) [*Ars legendi*], [www.romanischestudien.de/index.php/rst/article/view/86/398] (letzter Zugriff: 16.02.2018)], 395-411.